

MONA AWAD BUNNY

Aus dem Amerikanischen von Elena Helfrecht

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Bunny*
erschien 2019 im Verlag Viking.
Copyright © 2019 by Mona Awad

1. Auflage August 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Translation rights arranged by The Clegg Agency, Inc., USA.
Titelbild: Kim Isaak

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-073-1
eBook 978-3-98676-074-8

Für Jess



TEIL I



Wir nennen sie die Bunnys, weil sie einander selbst so nennen. Allen Ernstes. Bunny.

Hier ein Beispiel:

Hi, Bunny!

Hi, Bunny!

Was hast du gestern Abend getrieben, Bunny?

Na, mit dir abgehangen, Bunny. Weißt du nicht mehr?

Stimmt genau, Bunny, mit mir abgehangen. Die beste Zeit meines Lebens.

Hab dich lieb, Bunny.

Ich hab dich lieb, Bunny.

Und dann umarmen sie einander so fest, dass es aussieht, als würden ihre Brustkörbe gleich implodieren. Insgeheim hoffte ich sogar darauf, wann immer ich am anderen Ende des Hörsaals / des Institutsfoyers / der Aula saß / stand / lehnte und Zeuge wurde, wie sich vier erwachsene Frauen – meine akademischen Mitstreiterinnen – zur Begrüßung girrend gegenseitig zerquetschten; oder zum Abschied; oder *einfach nur, weil du so toll bist, Bunny*. Wie sie sich leidenschaftlich in der rosig-bleichen Haut der jeweils anderen festkrallten und zu einem engen, überhitzten Zirkel verschmolzen, der vor brustberstender Liebe und

Verständnis dermaßen überquoll, dass es mir schier den Atem raubte.

Wie sie die Stupsnäschen und Pfirsichflaumbäckchen aneinander rieben, die Schläfen so dicht an dicht, dass ich an die Schamlippenreibung vögelnder Bonoboweibchen oder die telepathische Kommunikation jener bildhübschen, mordlustigen Kinder aus Horrorfilmen denken musste. Dabei schlossen sie die acht Augen immer so fest, als würde diese Gruppenstrangulation eine Art religiöse Glückseligkeit auslösen. Und aus allen vier schimmernden Mündern drangen die Quietschlaute einer monströsen Liebe, von denen mir das ganze Gesicht brannte.

Hab dich lieb, Bunny.

Das gesamte letzte Jahr betete ich im Stillen dafür, dass die nächste Umarmung endlich in der ersehnten Implosion gipfelt, dass sie einander so fest in die Arme schließen, bis die Fleischmasse wie gehaltenloser Zuckerguss aus den Ärmeln, Ausschnitten und Rocksäumen ihrer A-Linien-Kleider quillt. Dass sich ihre *Game of Thrones*-Frisuren ineinander verheddern und sie von den übertriebenen Zöpfen, die sie einander pausenlos an die herzförmigen Köpfchen flechten, erdrosselt werden. Dass sie an ihrem faden Grasparfüm ersticken.

Aber das passierte nie. Kein einziges Mal.

Aus jeder dieser Umarmungen lösten sie sich völlig unverletzt, trotz des bösen, vor Gift tiefenden Blicks, den ich ihnen jedes Mal wie ein Comicbösewicht zuwarf. Sie lächelten einander nur weiter an, hielten Händchen, und ihre Haut leuchtete vor Liebe und

Zugehörigkeitsgefühl, als hätten sie sich gerade im klarsten aller Gebirgsbäche erfrischt.

Hab dich lieb, Bunny.

Völlig immun gegen die Verachtung ihrer Kommilitonin. Gegen meine: die von Samantha Heather Mackey. Die kein Bunny ist. Und die nie eines sein wird.

In der hintersten Ecke des grünen Rasens unter dem Zelthimmel, wo ich an einer weißen, mit wallendem Tüll geschmückten dorischen Säule lehne, schenke ich Ava und mir noch einen Schluck Gratissekt nach. September. Warren University. Die alljährliche *Welcome-Back-Soiree* des Instituts für Erzählende Künste – weil diese Uni zu sehr Ivy League und New England ist, um eine Party beim Namen zu nennen. Man beachte die mit Tigerlilien verzierten Tafelaufsätze; die von Lichterketten erleuchteten weißen Gazebahnen, die wie Gespenster überall durch den Raum schweben; die Zinntablets voller Lachsrollchen und Entenleber-Crostini, verziert mit winzigen Zuckerorchideen; die weißen Gäste, die ganz in Schwarz gekleidet über Stipendien diskutieren, die ihnen für die Übersetzung irgendwelcher französischer Dichter gewährt wurden, die sowieso kein Schwein liest; das prunkvolle Zelt, unter dem sich die Übergebildeten tummeln, die in jeder Kunst außer der der Konversation bewandert sind, in selig lächelnder Unwissenheit darüber, dass sie sich eigentlich gerade im Schlund der Hölle befinden – oder, wie Ava und ich es zu nennen pflegen, in der Höhle Cthulhus. Cthulhu ist ein riesiges Tentakelmonster aus der Feder eines Horrorschriftstellers,

der dem Wahnsinn verfallen und hier in der Gegend gestorben ist. Und das passt, denn wenn man durch die Straßen jenseits der Warren-Bubble streift, spürt man, dass mit dieser Stadt etwas nicht stimmt. Irgendetwas am Licht, an den Häusern und Bäumen hier ist nicht ganz geheuer. Wenn man das laut ausspricht, sehen einen die meisten Leute nur fragend an. Aber nicht Ava. Ava sagt nur: *Meine Fresse, ja. Die ganze Stadt, die Häuser, die Bäume, das Licht ... alles abgefickt.*

Hier stehe ich also und schwanke, bis zum Hals abgefüllt mit lauwarmem Sekt, Tierlebern und was auch immer mir Ava da an Hochprozentigem aus ihrem *Drink Me*-Flachmann in den Plastikbecher kippt. »Was ist da noch mal drin?«, frage ich.

»Trink einfach.«

Durch die Gläser meiner geliehenen Sonnenbrille beobachte ich, wie sich die Damen, die ich wohl oder übel als meine Kommilitoninnen bezeichnen muss, zum ersten Mal wiedersehen, nachdem sie den Sommer an schrecklich strapaziösen Orten wie abgelegenen Tropeninseln, Südfrankreich oder den Hamptons verbracht haben; wie sich ihre zierlichen Körper in einer Art Verzückung inbrünstig aufeinander stürzen; wie sie die Fingernägel in biologischen Warnfarben tief in den Armen ihres Gegenübers vergraben, mit der ganzen Wucht der, wie ich mir immer wieder einrede, vorgetäuschten, ganz sicher vorgetäuschten Zuneigung. Und aus den schimmernden Lippenspalten dringt der gemeinschaftliche Kosenamen.

»Scheiße, meinen die das ernst?«, flüstert mir Ava ins Ohr. Sie hat die Bunnys noch nie zuvor aus

der Nähe beobachtet. Und sie hatte mir kein Wort geglaubt, als ich ihr letztes Jahr zum ersten Mal von ihnen erzählt hatte. *Nie im Leben führen sich erwachsene Frauen so auf*, hatte sie gesagt. *Das denkst du dir bloß aus, Smackie*. Im Verlauf des Sommers glaubte ich das sogar langsam selbst. In gewisser Weise ist der Anblick gerade eine Erleichterung, und sei es auch nur als Bestätigung meiner geistigen Gesundheit.

»Jap«, antworte ich. »Viel zu ernst.«

Ich beobachte, wie sie die Frauen aus ihren Bowie-Augen hinter dem Netzschleier gleichermaßen entsetzt und gelangweilt mustert. Ihre Lippen bilden eine unbeeindruckte, rote Linie.

»Können wir jetzt endlich abhauen?«

»Noch nicht«, sage ich, ohne den Blick abzuwenden. Inzwischen haben sie sich endlich voneinander gelöst, ohne auch nur die kleinste Knitterfalte in ihren niedlichen Kleidchen zu hinterlassen. Die glänzenden Frisuren sitzen nach wie vor perfekt. Und ihre rosige Haut strotzt nur so vor teuren Krankenversicherungen, als sie alle gleichzeitig in die Hocke gehen, um den hüpfenden Shih Tzu eines Profs lautstark zu liebkosen.

»Aber *warum?*«

»Ich hab dir doch schon gesagt, dass ich mich kurz blicken lassen muss.«

Ava wirft mir einen vielsagenden Blick zu und rutscht beschwipst an der Säule hinunter. Bisher habe ich niemanden begrüßt: weder die Dichter, die ihren eigenen, griesgrämigen Höllenkreis bilden, noch die angehenden Belletristiker, die verlegen vor einem Turm aus Shrimps vor sich hin kichern. Noch nicht

einmal Benjamin, den netten Verwaltungsangestellten, an den ich mich bei derlei Veranstaltungen normalerweise halte und dem ich sonst dabei helfe, schwabbelige Innereien auf trockene Brotstückchen zu klecksen; auch nicht Fosco, die Seminarleiterin aus dem letzten Sommersemester, geschweige denn irgendein anderes Mitglied des hochverehrten Lehrkörpers.

Und wie war dein Sommer, Sarah? Und wie kommst du mit der Hausarbeit voran, Sasha? Höfliche, gleichgültige Fragen. Jedes Mal nennen sie mich beim falschen Namen. Ganz egal wie meine Antwort ausfällt – sei es ein aufrichtiges Geständnis meines unmittelbar bevorstehenden Scheiterns oder eine schamlose Lüge, die mir die Röte ins Gesicht treibt –, sie reagieren immer mit dem gleichen wissenden Nicken, dem gleichen weltverdrossenen Lächeln und irgendwelchen Floskeln darüber, wie schwer fassbar der Schaffensprozess, wie mühevoll das Resultat doch sei.

Hab Vertrauen, Sasha. Nur Geduld, Sarah. Manchmal muss man die Dinge einfach ruhen lassen, Serena. Manchmal, Stephanie, muss man den Stier eben bei den Hörnern packen.

Darauf folgen oft Schilderungen eigener ähnlicher Schreibblockaden oder Durchbrüche, die sie während einer inzwischen eingestellten Autorenresidenz fernab in Griechenland, der Bretagne oder Estland durchlitten haben. Dabei nicke ich nur und vergrabe die Fingernägel in den Oberarmen.

Und selbstverständlich habe ich nicht mit dem Löwen gesprochen. Obwohl er natürlich hier ist, irgendwo. Vor einer Weile sah ich ihn noch aus den

Augenwinkeln – die Mähne wilder, die Tattoos dichter denn je –, als er sich an der Gratisbar ein Glas Rotwein einschenkte. Er blickte zwar nicht auf, aber ich spürte genau, dass er mich ebenfalls bemerkt hatte. Und dann bemerkte ich, wie er wiederum bemerkte, dass ich seinen Blick bemerkt hatte, während er weiter sein Glas befüllte. Seitdem habe ich ihn zwar nicht mehr zu Gesicht bekommen, aber seine Anwesenheit deutlich im Nacken gespürt. Gleich als wir ankamen, hatte Ava im Gefühl, dass er ganz in der Nähe sein musste, denn *schau mal, der Himmel hat sich plötzlich verdunkelt*.

Das Einzige, was man bei mir heute Abend als Socializing bezeichnen könnte, ist das subtile Lächeln in Richtung Psycho-Jonah, wie er von den Bunnys genannt wird, der unter den Dichtern mein soziales Pendant ist. Die ganze Zeit lungert er nur einsam um die Bowle herum und lächelt glücklich über seine eigenen, von Antidepressiva befeuerten Fieberträume.

Seufzend zündet sich Ava mit einem der unzähligen Teelichter, die auf unserem Tisch versprenkelt stehen, eine Zigarette an. Sie blickt wieder in Richtung Bunnys, die sich jetzt mit ihren zierlichen Händchen gegenseitig über die Arme streicheln. »Du fehlst mir, Bunny«, höre ich sie mit gekünstelten Kleinmädchenstimmen quengeln, obwohl sie verdammt noch mal direkt nebeneinander stehen, und schmecke den Hass in ihren Herzen wie Eisen auf der Zunge.

»Du fehlst mir, Bunny. Dieser Sommer war unerträglich ohne dich. Ich hab kaum ein Wort zu Papier gebracht, so wahnsinnig traurig war ich. Wir dürfen uns nie wieder trennen, okay?«

Auf diese Bemerkung wirft Ava den fedrigen Kopf in den Nacken und lacht laut auf. Sie macht sich gar nicht erst die Mühe, die behandschuhten Finger vor den Mund zu halten. Ein köstliches, heiseres Lachen erfüllt die Luft, als würde endlich die fehlende Musik des Abends einsetzen.

»Psssst«, zische ich ihr zu. Aber es ist schon zu spät.

Das Gelächter veranlasst diejenige, die ich die Herzogin nenne, mit ihren langen Silberlocken, wie die einer Fee oder Hexe, zu uns herumzuwirbeln. Sie sieht uns direkt an, zuerst Ava, dann mich, dann wieder Ava. Vielleicht ist sie überrascht, dass ich heute zur Abwechslung mal nicht allein bin, dass mich eine Freundin begleitet. Ava erwidert ihren Blick mit weit aufgerissenen Augen, wie ich sonst nur in Tagträumen vor mich hin starre. Sie wirkt Respekt einflößend, irgendwie europäisch. Ohne den Blickkontakt zu unterbrechen, raucht sie weiter und nippt von meinem Sekt. Sie erzählte mir einmal von einem Wettstarren mit einer Zigeunerin in der Pariser U-Bahn. Die Frau starrte Ava geradewegs an, also starrte sie zurück. Während der gesamten Strecke quer durch die Stadt der Lichter richteten die beiden ihre Blicke wie Pistolen aufeinander, starrten sich von den gegenüberliegenden Seiten des ratternden Zugs aus einfach nur an. Selbst als sich Ava die Ohrringe abnahm, ließ sie die Frau nicht aus den Augen. Und warum? Na weil sie zu diesem Zeitpunkt natürlich davon ausging, dass das ein Kampf auf Leben und Tod war. Aber als der Zug schließlich an der Endstation einfuhr, stand die Frau einfach auf und machte Ava vor den Schiebetüren sogar Platz, damit sie zuerst aussteigen konnte.

Und was lernen wir daraus, Smackie?

Zieh keine voreiligen Schlüsse?

Falsch. Schau nie zuerst weg.

Indem sich die Herzogin zu uns umdreht, löst sie bei den anderen Bunnys einen Dominoeffekt aus. Zuerst schaut Cupcake zu uns, dann Creepy Doll mit den Tigeraugen, gefolgt von Vignette, deren Kiffermund in dem hübschen, viktorianischen Leichengesicht weit offen steht. Sie mustern Ava und mich abwechselnd von Kopf bis Fuß. Ihre Augen kommen mir vor wie winzige Münder, die ein seltsames Getränk verkosten. Dabei zucken sie mit den Näschen, aber keines der acht Augen blinzelt; sie starren uns nur unverwandt an. Und dann drehen sie sich wieder zur Herzogin und stecken die Köpfe zusammen. Aus ihren vor Lipgloss triefenden Lippen dringt ein Tuscheln.

Ava drückt fest meinen Arm.

Die Herzogin dreht sich wieder zu uns, zieht eine Braue hoch und hebt die Hand. Richtet sie etwa eine unsichtbare Pistole auf uns? Nein – nur die leere Handfläche. Sie winkt mir zu. Mit so etwas wie einem Lächeln. Und ihre Lippen formen ein *Hi*.

Noch bevor ich mich zurückhalten kann, schießt meine Hand nach oben. Ich winke, höre gar nicht mehr auf zu winken. *Hi*, versuche ich zu erwidern, bekomme aber keinen Mucks heraus.

Darauf winkt auch der Rest der Bunnys.

Alle winken wir einander von den weit entfernten Ufern der Grünfläche unter dem Zelthimmel aus zu.

Alle außer Ava. Sie raucht nur unbeeindruckt weiter und starrt die Bunnys an, als wären sie ein vierköpfiges

Ungeheuer. Als ich endlich die Hand herunternehme, drehe ich mich zu ihr. Sie sieht mich an, als wäre ich schlimmer als eine Fremde.

2

Am nächsten Tag entdecke ich ihre Einladung in Form eines kunstvoll gefalteten Origamischwans in meinem Unipostfach. Eine von ihnen muss sie zwischen die experimentellen Lyrikzeitschriften und die Flyer für institutsinterne Lesungen, einen rumänischen Dokumentarfilm und ein Einfrauenstück über die Stadt als Körper und den Körper als Stadt gesteckt haben. Ich bin vor Vorlesungsbeginn hergekommen, um nachzusehen, ob mein monatlicher Stipendiumscheck schon eingetrudelt ist. Kein Scheck. Also kippe ich die restliche Post in die Papiertonne und begutachte den Schwan, auf den eine von ihnen mit magentafarbener Tinte ein vereinfachtes Gesicht gezeichnet hat. Zwei verlaufene Tintenkleckse bilden die Augen, eines auf jeder Seite des messerscharfen Schnabels, der mich dank Grübchen und dunklem Lippenstift anzulächeln scheint. Und auf einem Flügel steht: *Öffne mich* 😊

Samantha Heather Mackey,
DU bist herzlich eingeladen zum ...

SCHUNDSALON

Wann? Zur Blauen Stunde ☺

Wo? Du weißt schon, wo ☺

Mitbringen? Dich, bitte ☺

Ich betrachte die schnörkelige, schillernde Handschrift und die Herzchen, mit denen eine von ihnen (Cupcake, vielleicht auch Creepy Doll?) meinen Namen umrandet hat, und breche in Schweiß aus, obwohl es eiskalt im Gang ist. Eine Verwechslung. Das muss es sein. Nie im Leben würden sie mich zum Schundsalon einladen. Das ist ihre eigene, ganz private Bunnyveranstaltung, so was wie *Touching Tuesdays* oder *Bachelorette*-Binge-Abende oder Tage, an denen man sich trifft, um Waldtierchen aus Marzipan zu basteln: etwas, worüber sie das ganze letzte Jahr tuschelten, wann immer wir auf das nächste Seminar warteten.

O Gott, der Schundsalon gestern Abend war SO krass.

Gestern Abend beim Schundsalon hab ich VIEL zu viel getrunken.

Ich finde, beim nächsten Schundsalon sollten wir ...

Und dann legen sie einander die Hände ans Ohr und flüstern den Rest.

Ich überfliege die Einladung erneut. Sie kann unmöglich für mich bestimmt sein. Und doch steht

darauf mein Name, mit allem Drum und Dran. *Samanta Heather Mackay*, umringt von aufgequollenen Herzchen. Beim Anblick meines Namens inmitten der Schnörkel spüre ich ein seltsames, beschämendes Gefühl in mir aufsteigen. Ich erinnere mich daran, wie sie mir gestern Abend zugewinkt haben, zuerst die Herzogin, dann die anderen Bunnys. Wie enthusiastisch ich zurückgewinkt habe.

Dieses Semester sitzen wir wieder nur zu fünft im Seminar, das morgen zum ersten Mal stattfindet und vor dem ich mich schon den ganzen Sommer fürchte. Nur sie und ich in einem Zimmer ohne Fluchtmöglichkeit, geschlagene zwei Stunden und 20 Minuten lang. Jede Woche, 13-mal. Ich gehe davon aus, dass es so ähnlich wie letztes Jahr ablaufen würde: ich an der einen Seite des Tischquadrats und sie an der anderen, in einer riesigen, wirren Umarmung, in der sie, wenn ich die Augen zusammenkneife, zu einem einzigen vierköpfigen Körper verschmelzen. Die Herzogin würde wieder aus ihrer mit Diamant gravierten Glasscheibe vorlesen, während ihr die anderen Bunnys mit geschlossenen Augen wie bei einer Arie lauschen. Händchen haltend würden sie ihre Geschichten gegenseitig in den Himmel loben.

Kann das nicht 5000 Seiten länger sein? Darf ich ganz offen sagen, dass ich wirklich gern zwischen deinen Zeilen geschwelgt habe und am liebsten für immer dort verweilen würde? Und dann würden sie einander bei der wöchentlichen Lektürebesprechung abwesend streicheln. Irgendwann brächen sie dann wieder in plötzliches Gelächter über einen Insiderwitz aus, bei

dem ich nie mitlachen kann, weil ich kein Insider bin – und den sie nicht erklären, weil sie zu sehr mit Lachen beschäftigt sind. *Tut uns leid, Samantha*, kichern sie zwischendurch vielleicht atemlos, *da warst du nicht dabei. Nein*, würde ich zustimmen, *war ich wohl nicht*. Diese Lachkrämpfe konnten manchmal minutenlang andauern. Oft schüttelten sie sich, bis sie Tränen in den Augen hatten, und hielten sich dabei an den Schultern und Handgelenken der jeweils anderen fest, während ich ihnen gegenüber saß und sie beziehungsweise den Leerraum zwischen ihren Köpfen anstarrte. Dabei beobachtete uns Fosco schweigend. Ich kam immer später zum Seminar. Irgendwann tauchte ich gar nicht mehr auf. Ich stellte mir vor, wie Fosco fragte: *Wo bleibt denn Samantha?* Und wie sie mit ihren weichen Stoffschultern zuckten. *Keine Ahnung*. Ein ratloses Lächeln.

Aber vielleicht versuchen sie ja dieses Jahr wirklich, mich mehr miteinzubeziehen? Vielleicht ist die Einladung tatsächlich nett gemeint? Oder sie verarschen mich. Natürlich verarschen sie mich. Ich stelle mir die zierlichen Finger vor, die den Papierschwanz auf einem ausladenden Eichenholzschreibtisch falten, von dem aus man dichtes Blattwerk überblickt, sowie die kleinen, weißen Zähne auf der Unterlippe, die sich das Grinsen verkneifen.

»Miststücke«, fluche ich im Gang leise vor mich hin.

»Hey, Sam.«

Ich fahre zusammen. Jonah. Er steht direkt neben mir und blättert durch sein Postfach. Sein Lächeln erinnert mich wieder an *Vergiss mein nicht*.

»Jonah, hast du mir einen Schrecken eingejagt.«

»Tut mir leid, Sam.« Er sieht tatsächlich leidend aus.
»Hey, mit wem hast du gerade gesprochen?«

»Mit niemandem. Nur mit mir selbst. Manchmal führe ich Selbstgespräche.«

»Ich auch.« Er grinst. »Die ganze Zeit eigentlich.« Topfschnitt, ein offener Parka, den er nie auszieht, und darunter ein T-Shirt, auf dem ein Kätzchen im All Keyboard spielt. Jonah ist ein Junkie auf dem Weg der Besserung, der so mit Medikamenten zugehörnt ist, dass seine Stimme klingt, als würde sie sich den Weg zum Mund erst durch dichten Schlamm bahnen müssen. Er ist der mit Abstand begabteste Dichter im gesamten Studiengang. Außerdem der netteste – und der großzügigste, was Zigaretten anbelangt. Mir ist nicht ganz klar, warum er von seinen Dichterkollegen so geschmäht wird; abgesehen von ein paar gemischten Seminaren tendieren Lyriker und Belletristiker nämlich dazu, sowohl in akademischer als auch in sozialer Hinsicht unter sich zu bleiben. Aber ich habe beobachtet, wie Jonah hinter seinen Kommilitonen hertritt, wie er in Seminaren in der Ecke sitzt und lächelnd ins Leere starrt, während sie ihn in den Kritikrunden verbal auseinandernehmen. Selbstverständlich weiß ich genau, wie sich das anfühlt. Anders als mir scheint das Jonah allerdings nichts auszumachen. Er wirkt mehr oder weniger zufrieden damit, sich auf seiner Wolke aus Poesie treiben zu lassen und unantastbar zu bleiben.

»Was machst du, Sam?«

»Ach, ich halte nur nach meinem Stipendienscheck Ausschau.«

»Oh, ich auch.« Er wirkt euphorisch. »Den brauch ich echt dringend. Ich hab so viele Bücher und Platten gekauft, dass ich mich für den Rest des Monats von Pasta ernähren muss. Passiert dir das auch manchmal?«

»Jap.« Stimmt nicht. Könnte ich mir gar nicht leisten. Ich versteife mich ein wenig.

»Schaust du dir das an?« Er hält den Flyer für das Theaterstück hoch.

»Nein«, schnauze ich und bereue es sofort. Also füge ich hinzu: »Ich mag Theaterstücke nicht besonders, Jonah.«

»Ach so. Na, die meisten mag ich auch nicht. Übrigens, ich hab dich gestern Abend auf der Party gesehen. Hab in der Gasse mit 'ner Zigarette auf dich gewartet, aber du bist nie aufgetaucht.«

»Bin früher abgehauen.«

»Ach so.« Er nickt verträumt, wissend. Im Grunde habe ich Jonah bei gemeinsamen Raucherpausen in den Gassen, Ecken und Hinterveranden der verschiedenen Institutspartys und -veranstaltungen kennengelernt, denen ich mich möglichst entziehen wollte. Wann immer ich mich in einem verzweifelten Fluchtversuch aus der Hintertür schleiche, steht er in der Regel zitternd im Dunkeln vor dem Müllcontainer und raucht.

Hey, Samantha.

So habe ich herausgefunden, dass er, genau wie ich, der Einzige in seinem Jahrgang ist, der aus keinem renommierten Bachelorstudiengang kommt. Auch er bewarb sich auf einen Platz im, wie uns immer

wieder eingetrichtert wurde, exklusivsten, selektivsten, am schwersten zugänglichen Masterstudiengang des Landes, ohne ernsthaft mit einer Zusage zu rechnen.

Ist es nicht völlig abgefahren, hier zu sein?, fragte er mich einmal auf der hinteren Veranda bei einer der ersten Partys.

Ja, lallte ich, ohne den Blick von den Bunnys abzuwenden, die mit fest geschlossenen Augen inmitten einer ihrer gemeinschaftlichen Würgeschlangenumarmungen steckten, obwohl sie sich gerade erst kennengelernt hatten.

Kommt mir wie ein Traum vor, fuhr Jonah fort. *Ich frag mich die ganze Zeit, wann ich aufwache. Vielleicht sollte ich jemanden bitten, mich zu schlagen?*

Du meinst, dich zu kneifen?

Kneifen würde da nicht ausreichen. Und falls doch, wäre ich sicher wieder im Keller meines Dads in Fairbanks. Wo würdest du aufwachen, wenn ich dich schlagen würde, Samantha?

Hinter einer Registriertafel irgendwo in Inter-mountain West, wo ich die Backsteinmauer meines Lebens anstarre, dachte ich. Und abends würde ich mich irgendwo anders hinschreiben.

Mordor, antwortete ich Jonah.

Dann schlagen wir uns wohl lieber nicht, erwiderte er grinsend.

»Also, wie läuft's mit dem Schreiben, Sam? *Hast du die Sommerpause gut genutzt?*« Er grinst. Eine Anspielung auf Halstrom, den Leiter unseres gemischten Seminars im letzten Sommersemester, der uns ständig ermahnte, *den Sommer nicht ungenutzt verstreichen zu lassen.*

Denn dieses Jahr, das Abschlussjahr, in dem wir bis April ein komplettes Manuskript abliefern müssen, werde ja ach so schnell vorbei sein, schneller, als wir glauben. Buchstäblich innerhalb eines Wimpernschlags werde all das – er gestikulierte mit seinen perfekt manikürten Händen durch die abgestandene Luft des Seminarraums zu den Dekosäulen, dem kalten Kamin, den höhlenähnlichen Wänden – verschwunden sein. Die Bunnys zitterten und umarmten einander mit ihren Blicken. Und die Dichter bereiteten sich mental auf das Leben in Armut vor, das ihnen als Übergebildeten unmittelbar bevorstand.

»Ich hab den Sommer ziemlich verschwendet«, fährt Jonah fort. »Also das heißt, ich hab zwei Notizbücher mit Gedichten vollgeschrieben, aber die sind so schrecklich, dass ich noch mal von vorne anfangen muss. Ich wette, du hast den Sommer wie verrückt geschrieben.«

Ich denke an die Sommerferien zurück, an die Tage, die ich damit verbrachte, den Staubpartikeln am Info-schalter der Musikbibliothek von Warren zuzusehen, und an die Nächte auf Avas Dach, wo wir uns ins Delirium tranken und Tango tanzten. Manchmal starrte ich nur das leere Blatt vor mir oder den Bleistift in der Hand an. Manchmal kitzelte ich Augen aufs Papier. Oder Worte: *Was mach ich hier? Was mach ich hier?* Wieder und wieder. Aber meistens blickte ich einfach nur die Wand an. Das Blatt und die Wand verschmolzen für mich während des Sommers zu einer Fläche.

»Also, *wie verrückt* würde ich nicht sagen ...«

»Ich erinnere mich noch an den Text, den du letztes Jahr zum Seminar mitgebracht hast. Du weißt schon, der eine, den alle schrecklich fanden?«

»Ja, Jonah, ich erinnere mich.« An die entsetzten Gesichter, die gesenkten Blicke.

»Der geht mir immer noch durch den Kopf. So was vergisst man schwer. Er war so ...«

»Gemein?«, schlage ich vor. »*Gewollt pervers? Über die Maßen düster?* Weiß ich. Ich glaube, da waren sich alle einig.«

»Nein! Also ja, der Text war gemein, pervers und düster und hat mich tatsächlich wochenlang in Angst und Schrecken versetzt. Aber das gefällt mir ja so daran. Ich find's großartig, wie gemein, pervers und düster er ist.« Er strahlt mich an. »Wer hätte gedacht, dass ein Besuch im Aquarium so entsetzlich und gefährlich sein kann?«

»Tja.«

»Wenn man genauer darüber nachdenkt, stimmt das sogar.«

»Danke, Jonah. Mir hat dein Text, den alle schrecklich fanden, auch gefallen.«

»Wirklich? Ich wollte ihn eigentlich verwerfen, aber ...«

»Bloß nicht. Das ist genau das, was sie *wollen*.« Das sage ich mit mehr Nachdruck und Bitterkeit als beabsichtigt.

Jonah sieht verwirrt aus. »Was?«

»Ach, nichts. Ich sollte langsam los. Bin spät dran zur nächsten Vorlesung.« Bin ich nicht. Gerade findet keine Vorlesung statt. Aber wahrscheinlich wartet Ava

draußen auf der Bank und durchbohrt die Bachelorstudenten zwischenzeitlich mit ihrem Todesblick.

Beweg deinen Arsch, Smackie.

»Ach so. Gibst du mir irgendwann mehr von dir zu lesen, Sam? Ich mag deine Sachen. Also, so *richtig*. Ehrlich gesagt hab ich nach dem letzten Text sogar richtig drauf gelauert.«

»Ähm ... Klar, warum nicht.«

»Cool. Vielleicht können wir ja irgendwann mal abhängen und ...«

Als ich hinter Jonah im Gang das *Ping* des Aufzugs höre, wird mir flau im Magen. Weil ich, noch bevor die Türen aufgehen, genau weiß, wer dahinter steht. Ich weiß es, noch bevor ich seine hochgewachsene, schlanke Silhouette pfeifend herauskommen sehe. Die Mähne ein gepflegtes, kalkuliertes Chaos, auf seinen Armen wachsamer Tattookrähen: der Löwe. Er kommt direkt auf uns zu. Wie gewohnt trägt er das T-Shirt irgendeiner obskuren Noise-Band – einer der Bands, über die wir damals, als noch keine Funkstille herrschte, sprachen. Hinter ihm her weht eine Duftwolke aus grünem Tee, den er für uns in seinem Büro gebrüht und feierlich umgerührt hatte, bevor er ihn in schlammfarbene, henkellose Becher füllte.

Wie geht's mit dem Schreiben voran, Samantha?, fragte er oft in seinem schottischen Singsang.

Ich bemerke, wie sich sein löwenhaftes Gesicht beim Anblick der Studentinnen, mit denen er gleich Nettigkeiten austauschen muss, kaum merklich verzieht; die er fragen muss, wie die Sommerferien waren, wie sie mit dem Schreiben vorankommen, ob sie schon ihre

Stipendienschecks haben. Dazu kommt noch die Tatsache, dass eine der Studentinnen *ich* bin, was alles viel komplizierter macht. Aber er lächelt. Natürlich tut er das. Schließlich ist das sein Job.

»Hallo, Jonah. Samantha.« Bei meinem Namen wird seine Stimme merklich tiefer, aber er versucht, lässig und ruhig zu klingen. Seine Mähne schwingt beim Nicken mit.

Ich beobachte, wie er sich an seinem Postfach zu schaffen macht, das vor Briefen und Büchern aus allen Nähten platzt. Er summt, lässt sich Zeit.

»Samantha, alles okay?«, fragt Jonah.

Ich sollte einfach zu ihm rübergehen, wie ich es mir schon so oft ausgemalt habe, ihm auf die Schulter tippen und fragen: *Können wir uns kurz unterhalten?*

Vielleicht wäre er überrascht. Überrumpelt.

Unterhalten?, würde er bestimmt erwidern und sich verstohlen nach einem Fluchtweg umschaun. Als würde ich ihn um etwas höchst Verdächtiges, Verbotenes bitten.

Ich fürchte, ich kann grade nicht, Samantha. Aber vielleicht könntest du ja während meiner Sprechzeiten vorbeikommen?

Vielleicht würde er sich auch dumm stellen, mich kühl, neutral, ohne jede Regung ansehen – *Natürlich, Samantha. Was gibt's?* – und mir stumm kommunizieren: *Sprich weiter, nur zu, unterhalten wir uns.*

»Samantha?«

Und dann? Dann könnte ich direkt zum Punkt kommen: *Ich verstehe zwar nicht, was da zwischen uns passiert ist, aber können wir endlich mit diesem*

Eiertanz aufhören? Allerdings fürchte ich mich davor, dass er mich einfach nur ansehen würde, als hätte ich den Verstand verloren. Eiertanz? Was passiert ist? Zwischen uns? *Samantha, tut mir leid, aber ich fürchte, ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.* Und dabei würde er nicht so aussehen, als fürchtete er sich vor irgendwas.

Jetzt, da er langsam sein Postfach durchblättert und summend vor sich hin lächelt, versteift sich mein Körper vor ... vor ich weiß nicht was, aber ich muss dringend abhauen.

»Samantha, warte ...«, ruft mir Jonah hinterher.

»Ich komme zu spät zur Vorlesung!«

Der Löwe blickt von seiner Post auf. Vermutlich weiß er genau, dass ich nicht wirklich zu spät komme, dass gerade überhaupt keine Vorlesung stattfindet, dass ich wie ein kleiner Angsthase vor ihm weglaufe. *Worauf macht ein Löwe noch mal Jagd?*

»Oh, okay. Viel Spaß bei der Vorlesung, Samantha.« Jonahs pausenloses Winken erinnert mich an meine eigene hochehobene Hand von gestern Abend.



Foto: Angela Sterling

<http://monaawadauthor.com/>

Mona Awad wurde 1978 in Montreal geboren und lebt seit 2009 in den USA. Sie promovierte in kreativem Schreiben und englischer Literatur. Ihre Dissertation beschäftigte sich mit der Angst im Märchen.

Ihr Debütroman *13 Ways of Looking at a Fat Girl* (2016) gewann u. a. den Amazon Best First Novel Award und den Colorado Book Award. *Bunny* (2019) wurde ausgezeichnet mit dem Ladies of Horror Fiction Best Novel Award.

Die Autorin Margaret Atwood (*The Handmaids Tale – Der Report der Magd*) hat Mona Awad als ihre offensichtliche literarische Erbin bezeichnet.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de